

LEONID LOPATNIKOW

Mit 18 im Krieg

Diese Erinnerungen schrieb ich, weil mein jüngerer Sohn Mitja mich darum gebeten hat. An die Veröffentlichung dachte ich erst im Vorfeld des 60. Jahrestages des Sieges. Es gibt viele Memoiren von Generälen, Berge von Büchern über Helden. Aber Aufzeichnungen, die die Ereignisse von ganz unten schildern, gesehen von einem ganz gewöhnlichen Infanteriesoldaten, der sich durch nichts Besonderes hervorgetan hatte, sind mir kaum begegnet.

In Erinnerung ist mir ein fast schwarz-weißes Bild: Weißer Schnee ringsum, grauer Himmel und schwarze Zweige über mir, weiße Birkenstämme und meine weißgetarnten Mitkämpfer neben mir, die weiß gestrichenen Fahrzeuge der Deutschen und deren graue Militärmäntel in der Ferne. Und nur ein feuerroter Fleck macht das Bild farbig: das Blut, das aus meinem Munde strömt und den Schnee einfärbt, mit dem ich den Blutfluß aufzuhalten versuche. Allmählich entschwindet das Bewußtsein ... Nach allen Regeln hätte ich damals sterben müssen, denn die deutsche Kugel traf mich direkt in den Mund, schlug mir die Zähne aus, zerbrach den Unterkiefer, streifte die Schlagader – und flog weiter. Das war am 18. Januar 1942, unweit der Station Isnoski an der Strecke Kaluga–Wjasma. Doch: Ich war nicht gestorben.

1941 waren alle meine Kräfte darauf gerichtet, die Schule erfolgreich zu beenden. Danach würde ich wie alle 18jährigen Jungen zur Armee eingezogen werden. Es roch bereits nach dem kommenden großen Krieg. Viele meiner Mitschüler bewarben sich bei militärischen Hochschulen und Ausbildungsstätten. Ich aber nahm das Gerede über den Krieg nicht besonders ernst und die bevorstehende Einberufung als etwas Gegebenes.

Am 16. Juni 1941 feierten wir unseren Schulabschluß. Die ganze Nacht liefen mein Klassenkamerad Kolja Botjagin (er fiel 1943 an der Front) und ich eng umschlungen um den Kreml herum und das Moskwa-Ufer entlang, waren fröhlich, aufgereggt, stritten über Philosophie. Mehrere Abende hintereinander versammelten wir Klassenkameraden uns mal bei dem einen, mal bei dem anderen, tanzten, sangen, tranken Wein, träumten ... Alles war wie bei anderen auch aus einem solchen Anlaß.

Und am 22. Juni begann der Krieg.

Mein Erinnerungsvermögen, das eigene Leben betreffend, ist schlecht, über ganze Jahre kann ich nichts aussagen. Doch das halbe Jahr zwischen dem 22. Juni 1941 und dem 18. Januar 1942 könnte ich fast Tag für Tag wiedergeben.

Leonid Issidorowitsch Lopatnikow – Jg. 1923; Kriegsteilnehmer 1941-1945; dann Studium der Journalistik, Aspirantur im Fach Volkswirtschaft, Tätigkeit als Wirtschaftsjournalist bei mehreren Zeitungen; später Lehrer für Wirtschaftsjournalistik u. a. an der Moskauer Universität. Autor vieler Bücher, von denen das Ökonomisch-mathematische Wörterbuch am bekanntesten ist. Die beiden Fassungen des Buches – eine kurze populärwissenschaftliche und eine umfangreiche für die Wissenschaft – erlebten zusammen 15 Auflagen in verschiedenen Ländern. Zwei Bücher wurden in Deutsch herausgegeben: Schlag nach. Ökonomisch-mathematische Methoden, Verlag Die Wirtschaft, Berlin/DDR 1975; und das Lehrbuch: E. A. Blazhnow/L. I. Lopatnikow: Die Produktionspropaganda in der

Zeitung, Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Journalistik, 1971.

L. I. Lopatnikow lebt in Moskau.

Foto: privat

Schon eine Stunde, nachdem Molotow um 12 Uhr die Regierungserklärung im Radio verlesen hatte, war ich im Bezirkskomitee des Komsomol. Außer Atem fragte ich, was von uns Komsomolzen der 167. Schule verlangt werde. Viele wie ich waren schon da, weitere kamen hinzu. Der Vertreter vom Komitee teilte uns in Gruppen ein und bestimmte deren Leiter. Als erste Aufgabe stand an, Luftschutzräume für den Fall eines Luftangriffs vorzubereiten. Ich kam in den Buchladen an der Ecke Große Dmitrowka/Kamergerker Gasse. Wir bildeten eine Kette und reichten die Bücher aus dem Keller nach oben, waren freudig erregt, scherzten – offensichtlich hatten wir noch gar nicht begriffen, was eigentlich vor sich ging. Die vielen Bücher, die wir zuvor gelesen hatten, Filme von der Art »Der erste Schlag« hatten uns suggeriert, der Feind werde sehr schnell und mit Leichtigkeit zerschlagen. Hatte es doch in den Zeitungen geheißt, »der Feind wird sofort zurückgeschlagen und der Krieg ausschließlich auf Feindesterritorium geführt«. Als der sehr geräumige Keller leer war, durfte jeder von uns ein Buch mitnehmen. Ich entschied mich für eine Neuerscheinung: »Das philosophische Wörterbuch«.

Zwei, drei Nächte hintereinander säuberten wir die Metro tunnel. Das war keine leichte Aufgabe – der Dreck dort war vermutlich seit dem Abschluß der Bauarbeiten nicht abgefahren worden. Wir brachten die Tunnel in Ordnung, legten links und rechts der Gleise Bretter hin. Während der Fliegeralarme dienten sie dann Tausenden von Schutzsuchenden als Lagerstatt.

Dann rief mich – weil ich seit langem als Komsomolaktivist bekannt war – der 1. Komsomolsekretär des Bezirks zu sich. Er teilte mir mit, es sei beschlossen worden, ein Komsomolzen-Bataillon von 1000 Freiwilligen für den Bau von Verteidigungsanlagen westlich von Moskau zu bilden. Ich sollte die 2. Kompanie, bestehend aus 100 Mann, formieren und leiten. Natürlich habe ich mich zunächst an die Jungen meiner Schule gewandt. Es kamen über 50 zusammen. Die übrigen stellte das Bezirkskomitee – es waren technische Mitarbeiter des Großen Theaters (Schlosser, Dekorateur, Kellner u. a.).

Am 1. Juli fuhren wir vom Rigaer Bahnhof in Richtung Rshew ab, von dort nach Wjasma, und dann ging es mit LKWs die Chaussee Moskau–Minsk in Richtung Westen – bis zum Dorf Isdeschkowo am Ufer des Dnepr. Am Rande des örtlichen Friedhofs wurden wir ausgeladen. Über uns hinweg flogen die deutschen Flugzeuge. Sofort entstand unter uns ein Vers: »Unten Tod, oben Tod – dazwischen Kompanie Lopatnikow«. Unser Bataillonskommandeur war ein mit Orden dekoriertes Teilnehmer der Kämpfe am Chassan-See (1938 hatte dort die Rote Armee die japanischen Angreifertruppen zurückgeschlagen). Er drang auf militärische Ordnung und Disziplin, und das gefiel mir. Unsere Aufgabe war es, einen Panzergraben von sieben Metern Tiefe auszuheben. In vier Stufen warfen wir die Erde mit den Spaten nach oben. Es war sehr heiß, der Durst quälte, aber alle arbeiteten unermüdlich. In Erinnerung geblieben ist mir Viktor Awerbach – Sohn des erschossenen Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes der UdSSR, Enkel des Lenin-Freundes W. Bontsch-Brujewitsch, später Professor für Physik an der Moskauer Universität: Als Kopfbedeckung diente ihm ein an den Enden verknotetes Taschentuch, er trug eine Brille mit dicken Gläsern, war lang,

schmalbrüstig, arbeitete wie besessen bis zur Erschöpfung. Die anderen ebenso. Auch ich – aber nicht durchgehend, weil ich zum Beispiel an Stabsberatungen teilzunehmen und mich um Lebensmittel zu kümmern hatte. Ich hatte es also in gewisser Weise leichter als die anderen.

Wir arbeiteten von früh bis spät, übernachteten in Baracken im Heu. Der Panzergraben nahm Gestalt an. Doch plötzlich kamen deutsche Flugzeuge. Sie bombardierten die Brücke über dem Dnepr, einen halben Kilometer von uns entfernt. Es war Nacht, das naheliegende Dorf wurde von Explosionen in grelles Licht getaucht. Neben uns lag eine Militäreinheit. Die Rotarmisten stellten Flakgeschütze auf, gruben sich ein. Am Tage setzte unser Bataillon seine Arbeit fort.

Da kam das Gerücht auf, die Deutschen seien am anderen Ufer gelandet. Das Gerücht schien sich bald zu bestätigen. Die ganze Gegend war voll von Truppen. Am 16. oder 17. Juli erhielten wir den Befehl, uns in Richtung Osten zurückzuziehen. Dieses Mal wurden uns keinerlei Transportmittel bereitgestellt, man hatte wohl andere Sorgen. Uns standen an die 70 Kilometer Fußmarsch bevor. Wir stellten uns in Viererreihen auf und liefen die Chaussee entlang, was ein grober Fehler war. Vermutlich konnten die deutschen Flieger die Kolonne von 1 000 Mann ausgezeichnet einsehen, und woher sollten sie wissen, daß es sich nicht um eine militärische Einheit, sondern um unbewaffnete Jünglinge handelte. Am zweiten Tag unseres Marsches sahen wir mehrere feindliche Bomber und hörten zunächst ein leises Pfeifen, dann ein immer durchdringenderes Geräusch, das ich niemals vergessen werde – das Geräusch fallender Bomben. Wir verließen blitzartig die Chaussee, warfen uns ins Feld, versuchten, uns unsichtbar zu machen. Viele lagen mit dem Gesicht zur Erde, ich aber konnte das nicht. Ich blickte um mich herum und sah, wie zunächst eine, dann eine weitere, dann eine dritte Bombe explodierte – in immer geringerem Abstand von uns. Aber eine vierte, die uns getroffen hätte, kam nicht. Die Flugzeuge drehten ab und kehrten um.

Wir hatten Glück, alle blieben am Leben. Das Ganze war uns eine wichtige Lehre. Der Bataillonskommandeur holte die Kompaniechefs zusammen und sagte, damit die Faschisten nicht wieder auf uns aufmerksam würden, sollte jede Kompanie selbständig ihren Weg fortsetzen. Das taten wir. Es gab keine Kolonne mehr, wir bildeten Gruppen und schleppten uns in Richtung Wjasma weiter. Es blieben wohl noch 25 Kilometer. Plötzlich wurde unser ordnungsgeschmückter Kommandeur nervös. Er übergab mir (weil ich gerade neben ihm war?) die Tasche mit den Unterlagen des Bataillons – und verschwand. Wir rätselten, ob er sich wohl der nahenden Front anschließen wollte, aber was wirklich geschah, blieb uns unbekannt.

Das Bataillon fiel auseinander. Als kompakte Gruppe lief wohl nur noch meine Kompanie. In Wjasma trafen wir jedenfalls als erste ein; ich ging zum Kommandanten, um weitere Befehle zu empfangen. Er brüllte mich an – um uns Rotznasen könne er sich jetzt nicht kümmern – und befahl einem der Untergebenen, uns in den ersten besten Zug nach Moskau zu setzen. Es war ein offener Güterwagenzug. Er war leer, fuhr schnell, und innerhalb von fünf bis sechs Stunden er-

reichten wir Moskau. Wir waren schwarz wie die Schornsteinfeger vom Ruß der Dampfloks und verabredeten, uns abends in der Sauna zu treffen, um den Dreck gründlich abzuwaschen.

Noch vor der Sauna gingen ein weiterer Kompaniechef und ich zum Bezirkskomitee, um über das Geschehene zu berichten. Der 1. Sekretär empfing uns mit Mutterflüchen und griff zum Revolver, wohl weil er uns der Desertion verdächtigte. Aber als ich ihm die Tasche des Bataillonskommandeurs überreicht hatte, wurde er ruhiger und wollte wissen, wie alles gekommen war – mußte er doch nach oben berichten, wieso das Komsomolbataillon auseinandergefallen war und wer Schuld daran hatte.

Anderentags, es war der 20. Juli, wurden mein Freund Wolodja Sinowjew und ich telefonisch zum Bezirkskomitee bestellt und mit einem PKW zum Moskauer Komsomolkomitee gefahren. Dort wurde mir ein Dokument ausgehändigt, das mich als »Spezialbeauftragten des Moskauer Komsomolkomitees, betreffend die Arbeit von Komsomolzen und Jugendlichen« auswies. Der Hintergrund war, daß in Moskau unter den Eltern, deren Kinder zum Bau der Befestigungsanlagen gefahren waren und nun vermißt wurden, eine gewisse Panik ausgebrochen war. Tausende Eltern belagerten die Partei- und Komsomolkomitees: Wo sind unsere Kinder, was ist beim Bau geschehen? Deshalb wurden einige Gruppen gebildet und beauftragt, die auseinandergelaufenen Komsomolzen zu sammeln, sie – wenn nötig – mit Essen zu versorgen (ins Gepäckabteil des Wagens wurden etliche Brote gepackt) und ihnen zu helfen, nach Moskau zu kommen.

Am 22. Juli waren wir mit diesem Auftrag in Kaluga. Wolodja und ich blieben im Wagen, unser Sekretär ging in das Kalugaer Stadtkomitee des Komsomol, um alles Nötige abzusprechen. Plötzlich kam er aus der Tür gerannt und rief: Moskau ist bombardiert worden! Das Moskauer Komsomolkomitee ist zerstört, wir fahren sofort ganz schnell zurück!

Unser Fahrer fuhr, so schnell es ging. Wir waren bald zu Hause und berichteten. Der Tag verging wie im Fluge, und abends hieß es: »Fliegeralarm!« Ich lief mit einigen Jungen unseres Hauses aufs Dach. Es dämmerte. Am Horizont blitzte Feuerschein auf. Der Himmel war vielfach von Scheinwerferstrahlen durchkreuzt. Immer näher kamen die Salven der Flakabwehr und das charakteristische Summen der faschistischen Flugzeuge. Plötzlich hörte ich das schon bekannte, immer stärker werdende Pfeifen. Eine Bombe! Wir rannten so schnell wir konnten nach unten, kamen bis zur dritten oder zweiten Etage, als wir ganz in der Nähe eine ohrenbetäubende Explosion wahrnahmen, viel stärker als die, die ich bei Wjasma beobachtet hatte. Fensterklirren, das Knirschen herausgerissener Türen ... Aber die meterdicken Wände unseres Hauses kamen nicht einmal ins Wanken. Die Bombe hatte ein viergeschossiges Haus, Gorkistraße 28, getroffen und zerstörte es völlig. (...)

In den folgenden Nächten wiederholten sich die Bombenangriffe mit deutscher Regelmäßigkeit.

Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen, obwohl stets geglättet und nebelhaft formuliert, wurden immer beunruhigender. Vom Fall einzelner Städte wurde nicht berichtet, aber es lag auch so

auf der Hand: Wenn statt von der Minsker von der Smolensker Kampfrichtung die Rede war, bedeutete das, daß Minsk aufgegeben worden war. Nicht anders in der Ukraine, im Baltikum und anderswo. Meine Freunde und ich beschlossen, noch vor der Einberufung an die Front zu gehen. (...)

Eines Tages kam ein Kapitän von der Front und erklärte, seine Einheit benötige dringend Funker. Ihm wurden mehrere fortgeschrittene Schüler, darunter auch ich, benannt. Nachdem er mit uns gesprochen und unsere Arbeit am Morsegerät geprüft hatte, wählte er vier Jungen und vier Mädels aus. Ein paar Stunden wurden uns zum Fertigmachen eingeräumt, und dann fuhren wir schon in einem offenen Anderthalbtonner in Richtung Westen.

Unser Ziel war Nowoje Dugino nördlich von Wjasma, Nachrichtenregiment der 49. Armee. Wir waren glücklich, sangen Lieder, denn endlich hatte sich unser Traum erfüllt: Wir kamen an die Front.

Das Regiment war in einem gepflanzten Eichenwald stationiert. So etwas habe ich nie wieder gesehen. Die Eichen standen in geordneten Reihen, unter ihnen kein einziger Grashalm, als wäre der Boden sorgfältig gefegt worden. Im Wald waren Erdhütten gebaut, und unsere erste Aufgabe war, für uns ebenfalls eine Erdhütte zu bauen: ein Erdloch zu schaufeln, Bäume zu fällen und heranzuschaffen usw. Dafür brauchten wir zwei oder drei Tage. Unsere Hütte glich, als sie fertig war, eher einer Höhle. Aber das Wichtigste: Unsere Bemühungen waren vergebens, denn schon nach einigen Tagen erhielt das Regiment den Befehl, einen neuen Standort zu beziehen. (...)

Wir fuhren zunächst in Richtung Brjansk. Ob nur unser Regiment den Standort wechselte und an eine andere Armee übergeben werden sollte oder ob die ganze Armee verlegt wurde, davon hatte ich natürlich keine Ahnung. Später stellte sich heraus, daß wir Teil der Operation waren, bei der die 49. Armee in den Süden von Moskau verlegt wurde, da sich hier ein Durchbruch der faschistischen Truppen abgezeichnet hatte. (Der Durchbruch fand tatsächlich am 2. Oktober bei dem Ort Kirowo im Brjansker Gebiet statt. Die Situation, die an diesem Frontabschnitt damals entstanden war, hat später Konstantin Simonow sehr anschaulich in seinem Roman »Die Lebenden und die Toten« beschrieben. Wir Soldaten wußten davon damals natürlich nichts.) (...)

Zwei oder drei Mal wurden wir bombardiert. Der Zug hielt, wir sprangen aus den Waggons, warfen uns in die Gräben. Es gab Opfer, auch Tote. Sie wurden schnell beerdigt, und der Zug fuhr weiter. Einige Stunden später – es war schon Nacht – sahen wir, daß unweit der Eisenbahnlinie an mehreren Stellen etwas brannte. Der Zug blieb auf freiem Feld stehen, und es wurde ganz schnell ausgeladen. Die schweren Wagen rollten vom Zug herunter und bewegten sich auf einem zerfahrenen Weg in Richtung Wald. Und hier begann eines der schwierigsten Erlebnisse in meinem ganzen Frontleben – eines, das man getrost als Epopöe bezeichnen kann.

Während der erste Wagen noch einigermaßen leicht voran kam, blieb der zweite schon im Schlamm stecken, die Räder des dritten versanken darin zur Hälfte, der vierte saß dann völlig fest. Aber hinter diesem befanden sich noch viele weitere Wagen! (Es hieß, es waren an die 75.) Wir Soldaten nahmen nun zu 40 oder 50 Mann um

einen Wagen herum Aufstellung, hoben ihn an und schleppten ihn einige Meter nach vorn. Dann gingen wir zum nächsten, und alles wiederholte sich wieder und wieder. Die Gruppen zu je 40, 50 Mann bildeten eine lange Kette und bewegten die Kolonne Stück für Stück so lange, bis sie ganz im dichten Wald verschwunden war. Ein Glück, daß die deutschen Aufklärungsflugzeuge uns nicht entdeckt hatten.

Wir hatten Hunger, alles tat uns weh, und wir schleppten und schleppten die schweren Wagen nun durch den Wald. Das dauerte zwei, vielleicht auch mehr Tage. Eines Morgens war der Wald zu Ende. Die Vorderen gaben das Signal, stehen zu bleiben. Ich kroch zum Waldrand und sah, daß in höchstens anderthalb Kilometern Entfernung auf der Chaussee parallel zu unserem Weg sich eine endlose Panzerkolonne bewegte. Da hat mich zum ersten Mal richtige Angst, ja Entsetzen gepackt: Ich hatte doch überhaupt keine Waffe! Womit sollte ich mich verteidigen, wenn es zum Angriff kommt?

Es kam das Kommando: Motoren abstellen, im Wald bleiben, die Nacht abwarten. Ein Gutes hatte es: Wir konnten uns etwas ausruhen.

In der Nacht wurde der Marsch fortgesetzt. Wir überquerten das Feld und erreichten wieder einen Wald. Nach einiger Zeit trafen wir auf ein neues Hindernis: einen Fluß, vermutlich einen Nebenfluß der Oka. Der Fluß war nicht breit, es gab auch eine Brücke. Aber dahinter: Das läßt sich kaum beschreiben. Dahinter kam ein hoher Abhang, glatt wie eine Eisfläche. Wir schleppten den Wagen einige Meter hoch und rutschten mit ihm wieder nach unten; wir warfen unter die Räder alles, was uns in die Hände kam: Bretter, Zweige, Steine. Und krochen wieder nach oben. Und haben die ganze Kolonne herausgezogen!

Wir kamen auf einen befestigten Weg, und hier geschah etwas Unerwartetes: Die Fahrer gaben Gas, stürmten los, und wir, die wir die Wagen herausgezogen hatten, blieben zurück. Alle Kompaniechefs, alle Leiter der Radiostationen waren fort. Uns wurde gesagt, wir sollten uns zu Fuß in Richtung Tula bewegen. Wir waren an die 300 Mann. Wenn man gewollt hätte, hätten alle mitgenommen werden können. Wir waren maßlos enttäuscht. Aber Befehl ist Befehl. Wir stellten uns in Reihen auf und gingen zur Chaussee.

Dort wurden wir von der riesigen Menge der Soldaten aufgesogen, die sich auf dem Rückzug befanden. Wir verloren einander sofort aus den Augen. Der Anblick war entsetzlich. Es war ein riesiger Menschenhaufen, Tausende von Soldaten aus verschiedenen Divisionen und Regimentern. Alle bemühten sich, auf der Chaussee zu bleiben, denn an ihren Seiten war der Boden unpassierbar: Pfützen, teils schon eisbedeckt, Schlamm, die reinste Mondlandschaft. Plötzlich über uns mit ohrenbetäubendem Lärm die deutschen »Jus«, die langsam, fast wie aus Spaß, die Menge aus Maschinengewehren beschossen. Wir warfen uns auf die Erde, wie es gerade kam – in die Pfützen, in den Schlamm. Dann standen wir auf und liefen weiter. Und das wiederholte sich noch viele Male.

Damals – das einzige Mal im Verlauf des ganzen Krieges – kam mir der Gedanke: Das ist das Ende, die Niederlage ist unvermeidlich; es gibt keine Kraft, die diesen Feind zum Stehen bringen und vernichten kann.

Aber vor den Toren Tulas entdeckte ich erste Anzeichen von Ordnung. Dort war so etwas wie ein Militärlager entstanden. Die Feldküchen dampften, die Soldaten wurden »sortiert«, Kompanien und Bataillone formiert und in Marschkolonnen weggeführt. Ganz schnell waren aus der Menge die Kämpfer unseres Regiments herausgefischt und zu den bereitgestellten Anderthalbtonnern gebracht worden. Ich sah einige mir bekannte Kommandeure und wurde wieder zuversichtlich. Schon bald bewegte sich die Kolonne auf die Chaussee Tula–Moskau zu. In Nenaschewo gab es einen Halt. Es wurde schnell kalt, der Wind schlug uns ins Gesicht, es schneite stark. Das war Mitte Oktober. Ich wurde der Wache zugeteilt, erhielt ein Gewehr und Filzstiefel. Beim Postenstehen genoß ich das wunderschöne Bild: Ganz sauberer weißer Schnee ringsum, aus den Schornsteinen steigt Rauch, irgendwo unten im Tal glänzt ein noch nicht zugefrorener Fluß. Was für ein Kontrast zu dem glitschigen Morast und Dreck der vergangenen Tage! (...)

Allmählich stabilisierte sich die Frontlinie im Abschnitt der 49. Armee, ca. 10 Kilometer von Serpuchow entfernt. Links von uns befand sich die 50. Armee, die Tula verteidigte; rechts die 43. Armee um Naro-Fominsk. Wir hielten Verbindung zu deren Stäben, zum Reitercorps von Below und anderen Einheiten. Angespannt waren die Verbindungen, als die Deutschen an Tula vorbei nach Kaschira durchgebrochen waren. (...)

Eines Tages erhielt ich wieder eine Lehre fürs Leben. Neugierig darauf, was sich um mich herum tat, schaltete ich zwischen den Verbindungszeiten meinen Empfänger den Nachrichtensendern zu und hörte die neuesten Nachrichten ab. Sehr wichtig war, daß ich sie in russisch und in deutsch hören konnte (meine Kindheit habe ich in Estland verbracht, von da her verstand und sprach ich sehr gut deutsch). Am 7. Dezember (das Datum ist leicht zu merken: an diesem Tag haben die Japaner Pearl Harbour überfallen) war es mir gelungen, vier Heeresberichte abzuhören: den sowjetischen – in Russisch für die eigene Bevölkerung und in Deutsch für die Armee und die Bevölkerung des Gegners; und den deutschen – in Deutsch für »die Eigenen« und in Russisch für die Russen. Ich erhielt nicht zwei, wie zu erwarten war, sondern vier verschiedene Schilderungen eines einzigen Tages! Sie unterschieden sich in allem – auch in der Schilderung größerer Ereignisse. Über Pearl Harbour z. B. berichteten die Deutschen den »Eigenen« und verschwiegen es den Russen. Unser Informationsbüro berichtete, daß es den sowjetischen Truppen an diesem Tage gelungen war, Rostow am Don zurückzuerobern, die Deutschen erwähnten die Kämpfe in dieser Region mit keinem Wort. Die Angaben über deutsche Verluste unterschieden sich in unseren Sendungen in Deutsch und in Russisch um eine ganze Größenordnung usw. usf. Damals kannte ich noch nicht den Begriff der Feindesinformation. Für mich schlußfolgerte ich, daß man den Radiomeldungen nicht vertrauen darf.

Interessant, daß weder die Deutschen noch wir am 7. berichtet haben, daß tags zuvor die historische Gegenoffensive der sowjetischen Truppen bei Moskau begonnen hatte. Anhand einiger Details während der Sendungen bekam ich mit, daß sich an der Front etwas Bedeutendes tut; bei uns war aber noch alles ruhig. Unsere Armee

befand sich, wie später klar wurde, nicht an der Spitze des Hauptschlages. Bei uns begann die Gegenoffensive am 17. Dezember.

Einige Tage zuvor war ich in das 470. Schützenregiment der 194. Schützendivision verlegt worden. Ich wurde im Stabsunterstand registriert und als Funker dem Nachrichtenzug zugeteilt, an dessen Spitze Leutnant Generalow stand.

Generalow gefiel mir. Er war um einige Jahre älter als ich, hatte schon solide Kampferfahrung. Die Untergebenen schätzten ihn. Uns Neulingen teilte er mit, das 470. Regiment sei in den Kämpfen ziemlich strapaziert worden, die Bataillone zählten nur 100 bis 150 Soldaten, würden aber bald ergänzt werden. Wir Funker waren der Anfang. Mich empfing Generalow wohlwollend. Den Umgang mit dem Morsegerät konnte ich nun vergessen: Alle Verhandlungen des Bataillonsstabes mit dem Regimentsstab und den Nachbarn erfolgten per Fernsprecher. Man mußte nur einen angeblich geheimen Code anwenden: Der Kommandeur sollte nicht Kommandeur, sondern »der Erste« genannt werden, Munitionsanforderung hieß »schickt Gurken«, statt Bataillon oder Kompanie sollte man »die Wirtschaft von soundso« sagen. Diese Art Geheimhaltung war lächerlich, mußte aber streng eingehalten werden.

Es wütete strenger Frost. Seit ich im neuen Regiment angekommen war, kannte ich kein Dach überm Kopf mehr, und das blieb so bis zur Verwundung. Ich schlief direkt im Schnee oder auf Zweigen gefällter Bäume unter freiem Himmel. Schlaf war das eigentlich nicht: Nach zwanzig oder weniger Minuten Schlummer stand ich auf und lief herum, um mich zu wärmen. Allerdings war ich gut gekleidet: Wattejacke und -hosen, Filzstiefel, Militärmantel, Pelzmütze, gefütterte Handschuhe. (...)

Die deutsche Front war durchbrochen worden, und das Regiment verfolgte den Feind in hohem Tempo. Wir liefen Tag und Nacht im dichten Schneegestöber. Es bildete sich eine ausgedehnte Kolonne, stellenweise ging es im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen. Funkgerät und Rucksack waren schwer. Generalow gelang es, irgendwo ein Pferdegespann mit Schlitten aufzutreiben, er packte Inventar darauf und übergab mir die Zügel. Ich war erleichtert, doch mit dem widerspenstigen Pferd hatte ich, der Stadtjunge, eine Not, die ich mein Leben lang nicht vergessen habe. Zum Glück halfen meine Kampfgefährten, die vorher Bauern waren.

Während wir die Deutschen verfolgten, kam es mehrfach zu kurzen, aber heftigen Schußwechseln. Einmal trafen wir auf ein finnisches Ski-Bataillon, das wir völlig zerschlagen haben. Die Finnen hinterließen mehrere Planwagen mit Hunderten von Skiern darin. Beim Kommando kam jemand auf die – wie es schien – geniale Idee, das ganze Regiment auf Skier zu stellen. Gesagt – getan. Nur: Die allermeisten Soldaten konnten sich darauf nicht bewegen und warfen die Skier schnell wieder weg.

Nur 20 bis 30 Stadtjungen wie ich behielten unsere Skier und bildeten so etwas wie einen Spähtrupp an der Spitze der Kolonne. Angeführt von Generalow, liefen wir bei schönstem Winterwetter den Deutschen hinterher. In den von ihnen zurückgelassenen Unterständen fanden wir Schokolade und andere schöne Sachen.

Ich aber wandte mich mehr den deutschen Zeitungen wie dem »Völkischen Beobachter« zu. In der einen Ausgabe waren zwei SS-

Männer abgebildet, die ein samtenes Banner mit einer aufgestickten Flamme und der Aufschrift »Smena smene idjot« (etwa: Generation folgt auf Generation) ausgebreitet hielten. Die Unterschrift lautete: »Ruhmreiche SS mit dem Banner einer zerschlagenen Einheit der Roten Armee«. Wußte man nicht – oder wollte man nicht wissen –, daß es sich um das Banner eines Pionierlagers oder einer Pioniergruppe, also um ein Banner der sowjetischen Kinderorganisation, handelte? In einer anderen Ausgabe war in Riesenlettern zu lesen: »Ober-Jude Litwinow-Finkelstein fährt nach Amerika!« So reagierte die Goebbels-Zeitung auf die Ernennung Litwinows zum sowjetischen Botschafter in den USA. Es gelang mir auch später nicht, herauszufinden, wieso die Deutschen auf »Finkelstein« kamen. Damit wollte man wohl Litwinows jüdische Herkunft sichtbar machen und den Antisemitismus anheizen.

Meine Skier bin ich leider sehr bald – während einer Pause in einem Försterhäuschen – losgeworden: Irgendwer nahm sie mit, und ich sah sie nie wieder.

Das Försterhäuschen blieb mir auch deshalb in Erinnerung, weil wir dort auf eine Gruppe Moskauer Studenten trafen, die in dieser Gegend aus der Luft abgesetzt worden war und unserem Regiment entgegenkommen sollte. Im Häuschen war es gut geheizt, wir aßen und tranken – Wodka. Daran wie auch an Brot und Zucker hatten wir keinen Mangel. Warmes Essen gab es im Regiment nur unregelmäßig. Wenn zu uns Versorgungssoldaten mit Thermoskannen auf dem Rücken kamen, so gab es entweder dünne Buchweizensuppe oder Brei aus Konzentraten. Die begehrten Frontzuteilungen waren irgendwohin verschwunden, wohin – ich weiß es nicht. Aber Wodka, Brot und Zucker gab es immer. Meine Mahlzeiten bereitete ich öfter auf die folgende Weise zu: Auf offenem Feuer taute ich das Brot auf, schnitt es auf, bestreute es mit Zucker und trank dazu den Wodka. Manchmal mußte das für 24 Stunden reichen. Übrigens: Es ist nicht wahr, daß Wodka den Körper nicht erwärmt. Aus eigener Erfahrung weiß ich: Hätte ich damals keinen Wodka gehabt, ich hätte die Zeit von über einem Monat im Schnee unter freiem Himmel bei dem strengen Frost des Winters 1941/1942 nicht überlebt.

Nachdem ich vom Funker zum Telefonisten geworden war, mußte ich mit der Kabelspule auf dem Rücken die Telefonleitungen zu den Kompanien und Zügen verlegen und manchmal am Telefon Dienst tun. Am schwierigsten und gefährlichsten war es, die Kabelrisse ausfindig zu machen und zu reparieren. Denn wo *ein* Geschoß die Leitung getroffen hatte, konnte auch leicht ein zweites oder drittes einschlagen. Außerdem konnten an der Linie die feindlichen Aufklärer im Hinterhalt auf unsereinen lauern.

Unser Regiment bewegte sich (wie die gesamte 194. Division) unermüdlich in Richtung der Chaussee Moskau–Kiew, um dem Feind den Weg abzuschneiden und den Rückzug zu erschweren. Bald erreichten wir die Siedlung Schanskij Sawod, wo offensichtlich die aus verschiedenen Richtungen kommenden Truppenteile zusammentreffen sollten. Von den strategischen Vorhaben des Kommandos hatten wir keine Ahnung. An der Front sieht der Soldat nicht weiter, als sein Blick aus dem Schützengraben reicht. Von den Offizieren kennt er seinen unmittelbaren Vorgesetzten, selten noch den Batail-

lonskommandeur. Ich, der ich sogar den Regimentskommandeur mehrere Male aus der Nähe gesehen habe, war eine Ausnahme. Ich verdankte das meinen Deutschkenntnissen, die beim Stab bekannt wurden, nachdem ich das Bild mit dem »Kampfbanner« aus dem »Völkischen Beobachter« herübergereicht hatte. Seitdem wurde ich zur Übersetzung von Verhören der damals seltenen Gefangenen herangezogen. (...)

Einmal wurde ein Flieger, ein Oberleutnant, gefangen genommen. Er lehnte es ab, auch nur eine einzige Frage zu beantworten, sagte, er hasse die Russen und bedauere, daß Moskau nicht völlig niedergebrannt worden war. Er wurde aus dem Unterstand geführt und erschossen. Das muß man verstehen. Unser Haß gegen die Deutschen wuchs zu jener Zeit buchstäblich von Stunde zu Stunde.

Er wuchs, wenn wir durch niedergebrannte Dörfer liefen. Fast alle Dörfer auf unserem Weg bestanden nur noch aus Reihen von russischen Öfen, um die herum der Rauch von verkohlten Resten der Holzstämme, aus denen das Haus einmal gebaut worden war, hochstieg. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich das herzzerreißende Wehklagen der russischen Frauen. Der Haß wuchs, als wir im Dorf Jerdenewo, das wir im Sturm zurückerobert hatten, entdeckten, daß die Deutschen beim Rückzug die Luken der Keller, in denen sich die Schutz suchenden Menschen aufhielten, aufgerissen und Handgranaten hineingeworfen hatten.

Der Haß vermischte sich mit Verachtung, wenn wir in den Häusern, wo die Deutschen gehaust hatten, auf deren gefrorene Exkremente stießen: Diese auf ihre Kultur so stolzen Deutschen scheuten den Frost draußen und erledigten ihre Notdurft gleich hier, in der Wohnstube.

Ein anderer Gefangener war gesprächiger. Er erzählte viel Interessantes, die Vernehmung dauerte mehrere Stunden. Zum Dank bekam ich ein gutes Mittagessen und durfte dann zurück zu meinem Bataillon. (...)

Am 18. Januar früh erging an unser Bataillon der Befehl, einen Hinterhalt auf dem Weg eines großen deutschen Versorgungstrosses einzurichten. Zum Hinterhalt wurde eine Telefonleitung gezogen. Ein weiterer Telefonist und ich wurden – mit Telefon – zur Verfügung des Zugkommandeurs dorthin geschickt. Der Hinterhalt war an der Stelle, wo der Weg in den Wald führte. Vor uns lagen weite Schneefelder, sauber und locker. Die Sonne hing tief über dem Horizont, die Schatten waren lang und scharf. Es war ganz still. Ich grub mir ein Loch im Schnee, legte Zweige unter. Die Deutschen erschienen ganz plötzlich, da der Weg, wie schon gesagt, sehr tief lag und nicht einzusehen war. Erst, als sie schon ganz in der Nähe waren, sahen wir die Pferderücken und die Köpfe der Troßbegleiter. Es kam zum Schußwechsel. Unsere Soldaten gingen zur Attacke über, doch waren sie durch den tiefen Schnee behindert. Mein Kumpel wurde verwundet. Ich zog meine Handschuhe aus, um ihm zu helfen. In diesem Augenblick spürte ich einen Schlag im Gesicht, als hätte mir jemand mit der Faust einen Hieb versetzt. Zunächst hat es gar nicht geschmerzt. Schmerzhafter war ein zweiter Schlag, der die Schulter traf. Aus dem Mund stürzte Blut. Ich fing an, mit den Händen Schnee in den Mund zu stopfen, um den Blutfluß zu stillen, aber das gelang mir nicht.

Als ich zu mir kam, lag ich mit zwei weiteren Verwundeten auf einem Bauernschlitten. Kopf, Hals und Schulter waren verbunden, ich war in eine Decke und einen Mantel gewickelt. Wie lange wir so fahren, weiß ich nicht. Dann kam ich in ein Feldlazarett – ein großes Zelt, in dem viele Verwundete auf Heu gelagert waren. Von da ging es in ein Haus, wo sich der Operationssaal befand. Hier wurde ich chirurgisch versorgt und bekam zweimal eine Bluttransfusion, da ich sehr viel Blut verloren hatte. Als ich wach wurde, fragte ich: Wo sind wir? Wir waren in Iljinskoe. So kam ich zum dritten Mal an diesen Ort: Das erste Mal war ich da als Kind im Pionierlager; das zweite Mal, als wir die Siedlung von den Deutschen zurückeroberten; und nun lag ich hier als Verwundeter auf der Trage. Der Operationssaal befand sich im festen Haus – also genau dort, wo einst unser Pionierlager war.

Nach ein, zwei Tagen wurden die Verwundeten nach Naro-Fominsk gebracht. Dort kamen wir in ein Gebäude, in dem vor dem Krieg ein Heim für spanische Kinder eingerichtet gewesen war, die während des Bürgerkriegs in Spanien in die Sowjetunion gebracht wurden. An mehreren Türen sah ich Aufschriften in spanischer Sprache. Dann wurden wir nach Moskau gebracht. Als ich über mir die Fresken des Kiewer Bahnhofs sah, kamen mir die Tränen.

Aus dem Russischen übersetzt von ULLA PLENER